Das dürftige Leben

Autor(en): **Venner, J.V.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 48

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646296

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 48 — XI. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 3. Dezember 1921

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Das dürftige Leben.

Von J. V. Venner.

Durch die Straßen der Städte gehen viele
In verschämter Armut und Dürftigkeit
Und wissen um keine andern Ziele
Als Tilgung von Hunger und Müdigkeit.

Und haben in ihrem mühsamen Leben
Kaum einmal die hellen Sterne gesehn
Und spüren selten mit zagem Erbeben
Schönheit die gefurchten Stirnen umwehn.

Sie wurden in bangen Winkeln geboren
Von einem zermarterten kranken Schoß,
Der wie sie nur zum Dulden auserkoren,
Und mit ihnen wuchs die Entbehrung groß.

Und wenn ihre müden Knochen am Ende
Das ewige Erstarren weggefegt,
Recken sich tausend junge Hände
Nach dem Dornenkranz, den sie hingelegt.

Der Heilige und die Witwe.

Novelle von Rudolf Trabold.

3

Da Frau Bänderlin kein heuriges Häslein mehr und überdies in Liebesangelegenheiten auch nicht so unbewandert war wie ihr sonderbarer Verehrer, wurde sie durch den Heiratsantrag nicht aus allen Himmeln gerissen, wie Konrad befürchtete, sondern fühlte sich ungemein geschmeichelt. Sie hatte übrigens die Sache kommen sehen, da sie eine Politik geführt, die nur dahin zielte, die rechtmäßige Herrin in diesem Hause zu werden. Sie verlor daher keinen Augenblick das seelische Gleichgewicht, da sie wohl vorbereitet für die Rolle war, die sie zu spielen hatte.

Mit aller Sorgfalt bereitete sie das Abendessen, verwendete aber nicht minder Mühe, sich zu dem bevorstehenden, bedeutungsvollen Mahle zu schmücken. Pünktlich wie der Glockenschlag trat sie mit dem Leibgerichte Konrads ins Eßzimmer, wo ihr Herr der Dinge harrte, die da kommen sollten.

Angetan mit der schönsten ihrer weißen Halskrausen, schwebte die Witwe daher, trug mit unendlicher Anmut — so schien es wenigstens ihrem Anbeter — die Speiseplatte, die sie mit dem zierlichsten Neigen des Hauptes auf den Tisch setzte. Während die Krause, die ihren etwas magern Hals umschmiegte, dem frischgefallenen Schnee zu vergleichen wäre, kündeten die Wangen im leuchtendsten Rot, wie Herolde, dem verliebten Heiligen die süßesten Freuden des Daseins. Die kunstvoll aufgebaute Haarkrone verriet durch ihren Glanz und Lavendelduft, daß heute mit der Pomade nicht gespart worden. Kein einziges Härlein machte sich durch irgendeine Widerspenstigkeit bemerkbar, aber um so lieblicher ringelten und wehten die beiden Schläfenglöcklein wie zwei Zauberfähnchen. Das schlohweiße Fürtuch, das sonst den Ernst des sittsam schwarzen Kleides milderte, es wurde heute durch eine allerliebste, kleine Seidenschürze ersetzt, um so der Haushälterin gleichsam jetzt schon die Würde der Herrin zu verleihen. Der klug gewählte und fein erwogene Aufputz der Witwe verfehlte seine Wirkung auf Konrad nicht, obschon er nur Augen für die roten Bäcklein und die Flatterlocken der Begehrenswerten hatte. Frau Bänderlin wußte ihre Lider heute so zu senken, daß man das meisterlose Leuchten der freudigen Augen nicht bemerken konnte; denn es lag in der Absicht der keuschen Witwe, nichts von dem zu verraten, was in ihrer Seele vor sich ging.

Nach einem bangen Schweigen faßte sich Konrad doch ein Herz und stellte die Frage: „Habe ich Sie durch mein Schreiben beleidigt, Frau Bänderlin?“

Nun durfte endlich die Witwe ihren Mund öffnen und antwortete: „Ach, Herr Amgiebel, Sie sehen, wie schwer es mir heute wird, den unbefangenen Ton zu finden, der sonst zu dieser Stunde hier herrschte.“

Konrad seufzte aufrichtig, denn er kam sich sozusagen wie ein großer Sünder dieser herzensreinen Witwe gegenüber vor. Da es nun aber kein Zurück mehr gab, und er